

Die Gnade Gottes unseres Vaters und die Liebe Jesu Christi und die Gemeinschaft des Heiligen Geistes sei mit euch allen.

Hier eine Kurzzusammenfassung meiner Situation: Die Frauenärztin, die ich konsultierte, sagte: „Das müssen wir im Auge behalten!“ Der Oberarzt schaute sich das an und sagt: „Raus muss das auf jeden Fall!“ Und verschwindet.

Liebe Gemeinde,

in ihren Tagebucheinträgen aus den Jahren 1976/77 setzt sich die österreichische Autorin Maxie Wander mit ihrer Krankheit auseinander. Die Diagnose lautet schließlich „Brustkrebs“. Über die folgenden 14 Monate gewährt sie damit einen Einblick in ihr Schicksal. Die Behandlung, Operationen und Bestrahlung, das Bangen, das Hoffen.

Eingeprägt haben sich mir Zeilen wie diese: „Finde es seltsam, dass noch niemand nach meinem Befund gefragt hat... Haben sie mich schon aufgegeben?“ und „hier beginnt der Graben, der mich von den Menschen trennt, die lieber auf der anderen Seite bleiben wollen.“ Die Not in der Not, so verstehe ich das, war für die Kranke die Distanz zwischen ihr und den anderen – zwischen ihr, die fürchtete, auf das Sterben zuzugehen, und den anderen, die leben durften. Das Einsam-Werden und die Furcht davor, das war schwer auszuhalten.

Von solchen Erfahrungen berichtet auch der heutige Predigttext. Er findet sich bei Jesaja. Ich lese aus dem 38. Kapitel:

Dies ist das Lied Hiskias, des Königs von Juda, als er krank gewesen und von seiner Krankheit gesund geworden war: Ich sprach: In der Mitte meines Lebens muss ich dahinfahren, zu des Totenreichs Pforten bin ich befohlen für den Rest meiner Jahre. Ich sprach: Nun werde ich nicht mehr sehen den HERRN, ja, den HERRN im Lande der Lebendigen, nicht mehr schauen die Menschen, mit denen, die auf der Welt sind.

Meine Hütte ist abgebrochen und über mir weggenommen wie eines Hirten Zelt. Zu Ende gewebt hab ich mein Leben wie ein Weber; er schneidet mich ab vom Faden. Tag und Nacht gibst du mich preis; bis zum Morgen schreie ich um Hilfe; aber er zerbricht mir alle meine Knochen wie ein Löwe; Tag und Nacht gibst du mich preis.

Ich zwitschere wie eine Schwalbe und gurre wie eine Taube. Meine Augen sehen verlangend nach oben: Herr, ich leide Not, tritt für mich ein! Was soll ich reden und was ihm sagen? Er hat's getan! Entflohen ist all mein Schlaf bei solcher Betrübnis meiner Seele. Herr, lass mich genesen und am Leben bleiben!

Siehe, um Trost war mir sehr bange. Du aber hast dich meiner Seele herzlich angenommen, dass sie nicht verdürbe; denn du wirfst alle meine Sünden hinter dich zurück.

Denn die Toten loben dich nicht, und der Tod rühmt dich nicht, und die in die

Grube fahren, warten nicht auf deine Treue; sondern allein, die da leben, loben dich so wie ich heute. Der HERR hat mir geholfen, darum wollen wir singen und spielen, solange wir leben, im Hause des HERRN!

Liebe Gemeinde,

manche dieser Zeilen lassen mich an Maxie Wander denken: das Schlimme an seiner Krankheit ist für den König wie für die Schriftstellerin die Sorge, den Kontakt zu verlieren. Gott nicht mehr sehen zu können, ihn nicht mehr schauen können mit den Menschen, „mit denen, die auf der Welt sind“. Hiskia fürchtet die Einsamkeit.

Neben die Klage tritt die Anklage: der König macht Gott selbst für sein Schicksal verantwortlich: „er schneidet mich ab, er zerbricht alle meine Knochen wie ein Löwe“. Ich höre den Zorn in der Stimme, fast spüre ich das Knistern, wie eines, das im Raum liegt, wenn zwei heftig miteinander streiten. Ich spüre die Wucht dieser Worte.

In meiner Lutherbibel wechselt der Psalm dann in den Fettdruck – aber mein Auge bleibt hängen an einer kleinen, eingeschobenen Zeile vor dem hervorgehobenen Dank: „Herr lass mich wieder genesen und leben.“ Dass das dem Beter möglich ist – in einem Atemzug Gott für den scheinbar unabwendbaren Tod verantwortlich zu machen und ihm dennoch die Heilung zuzutrauen, und auch darum zu bitten, das rührt mich an.

Und tatsächlich – der König wird wieder gesund. Ein heutiger Arzt könnte möglicherweise medizinische Gründe nennen, für Hiskia war es ein Wunder. Das sei dahingestellt. Aber klar ist: dass Hiskia Gott involviert sah in sein Geschick, dass er ihn in der Zeit der Krankheit als Ansprech- (oder Anklag-)partner gegenwärtig weiß, das schenkt ihm eine Kraft zum Kämpfen, die er in sprachloser Einsamkeit niemals hätte aufbringen können.

Von der Energie, die sich aus der Beziehung speist, erzählt auch das Evangelium des heutigen Sonntags. Die Geschichte von der Heilung des Gelähmten kennen wahrscheinlich sogar KonfirmandInnen. Und doch ist da noch Neues zu entdecken. Haben Sie sich schon mal gefragt, was wohl die Freunde und der Gelähmte vor diesem Tag schon miteinander erlebt haben? Es kann auf jeden Fall nicht wenig gewesen sein. Da braucht es Liebe und tiefe Verbundenheit, den unbedingten Willen, dem kranken Freund jetzt zu helfen, um auf die Idee mit dem Dach zu kommen. Das war ja ein fremdes Haus. Ich glaube: die gemeinsame Geschichte, das zuvor geteilte Lachen und das zuvor geteilte Weinen hat seine Freunde stark und kreativ gemacht für diesen einen Moment.

Und auch der Taufspruch, den Sie, liebe Eltern, für Ihre Tochter Miriam gewählt haben, erzählt von einer Kraft, die sich aus der Beziehung speist: „Gott hat uns nicht gegeben den Geist der Furcht, sondern den Geist der Kraft und der Liebe und der Besonnenheit.“ Das sind Worte wie ein Anker in einer Zeit, in der für viele Menschen die Angst ein zentrales Gefühl ist. Vor dem Klimawandel, vor neuen Techniken, vor Menschen, die anders aussehen, davor, mit dem Tempo der

Veränderungen nicht schritthalten zu können.

Dieses Klima der Angst ist nicht der Geist, der von Gott kommt. Nein, wo sein Geist weht, da herrschen, so der Apostel Paulus, Kraft und Liebe und Besonnenheit. Man kann das heutige Evangelium geradezu als eine Erzählung zu Miriams Taufspruch lesen. Man muss da nur die Reihenfolge etwas umdrehen: da weht der Geist Jesu durch Kapernaum - und dann war da zunächst die Liebe der Freunde, die ihrem Freund helfen wollen, dann das Besinnen: „Wie machen wir's?“ und schließlich kam die Kraft zum Einsatz, um das Dach abzudecken und ihren Freund von oben abzuseilen.

Und so glaube ich, dass all die Worte Gottes, die uns in diesem Gottesdienst heute zugesprochen werden, eines verbindet: sie laden uns ein, in der Krise, gerade da, an der Beziehung zu Gott festzuhalten, oder sie neu zu suchen - auch dann, wenn es ein Ringen ist, wenn wir ins Leere zu rufen scheinen, wenn unserer Fragen ohne Antwort bleiben.

Auf dass uns die Krise tatsächlich zur Chance werde. Man kann da ja auch einfach untergehen. Entscheidend ist in einem solchen Moment wohl, ob ich eine Antwort auf die Frage habe: woher nehme ich jetzt die Kraft, um die Situation, in die ich da hineingeraten bin, zu gestalten? Die Antwort der Texte heute: diese Kraft trägt man nicht in sich, sie erwächst immer wider neu in Kontakt, in der Beziehung. Dem entspricht die entgegengesetzte Erfahrung, die wohl viele von uns schon haben machen müssen: in den Momenten der Krise gibt es wenig, das noch mehr die Kraft raubt als das Gefühl, den Kontakt zu verlieren. Maxie Wander hat das eindrücklich in das Bild vom Graben gepackt - zwischen ihr und denen, die auf der anderen Seite bleiben wollen.“

Aber sie berichtet auch davon: in ihrer Krankheit hat sie Gott als ein Gegenüber entdeckt. Nicht in dem Sinn, dass sie sich als Christin bezeichnet hätte – dazu war sie, denke ich, nicht der Mensch. Geboren in Wien als „Kind einer kommunistischen Familie“ (so steht das in Wikipedia) war sie mit ihrem Mann wenige Jahre vor dem Bau der Mauer in die DDR gezogen, und da war sie sicher keine Kirchgängerin. Und doch wird ihr Gott nun zum Thema. „Manchmal frag ich mich, ob es geschehen musste, weil ER mich für meine Eitelkeit strafen wollte.“ Und wenige Monate vor ihrem Tod, in einem Brief: „Wie willst du ein Mensch werden ohne Schmerzen? Mit scheint, im Moment ist mir Gott näher als Dir. Du willst ihn vielleicht mit dem Kopf erfassen, er aber zeigt sich Dir ganz woanders.“

Dass die Zeit der Krankheit für manchen zum Moment der Gottesbegegnung wird – darüber rümpfen andere die Nase. Wahrscheinlich fühlen sie sich da erinnert an den Freund, der immer nur dann vor der Tür steht, wenn er etwas braucht. Ich halte das für eine unglückliche Assoziation. Gott sei Dank, dass er sich in solchen Momenten finden lässt! Gott sei Dank für diese Erfahrung: er ist da: Unverständlich vielleicht, schwer zu begreifen, kaum zu akzeptieren – aber er ist da als Adressat der Klage, der Verzweiflung, auch des Zorns. Aber auch als der, der das Dunkel der sprachlosen Einsamkeit durchbricht. Der tröstet, der die Kraft schenkt, die Not tut.

Es bleibt die Frage, warum es oft solche Krisenmomente braucht, bevor Menschen sensibel werden für die Wellenlänge, auf der Gott sendet. Und weil ich da keine gute Antwort habe und die Predigt nicht gerne mit einer offenen Frage enden lassen möchte, erlauben sie mir noch zwei letzte Gedanken: Dass die Kraft zum Gestalten einer Krise aus Beziehungen und Begegnungen mit Gott und mit Menschen entspringt – ich glaube, das gilt nicht nur für persönliche Krisen, sondern auch für solche, vor denen wir gemeinsam stehen. Und die allermeisten unserer Krisen sind solche. Und deswegen finde ich es extrem spannend, was gerade politisch passiert in unserem Land. Da kommen gerade Politiker und Parteien miteinander ins Gespräch, die sich über Jahre – eher schon Jahrzehnte – nichts zu sagen hatten. Ganz vorsichtig und immer darauf bedacht, nur ja nicht vorschnell zu viel eigenes Terrain aufzugeben. Aber in manchen Momenten blitzt auch so etwas wie eine ungläubige Euphorie auf ob der neuen Allianzen, Projekte und Ideen, die da gerade noch hinter verschlossenen Türen so zur Probe gedacht werden. Vielleicht setzt ja dieses neue Miteinander über alle Gräben hinweg tatsächlich eine Energie frei, die es erlaubt, die großen Krisen unserer Tage nicht nur zu verwalten, sondern tatsächlich zu gestalten.

Bleibt die Frage nach unserer Rolle dabei. Und da habe ich eine Antwort: Unsere Aufgabe ist es, diese Krisen mit ins Gebet zu nehmen, sie vor Gott zu bringen. Unsere Aufgabe ist es, uns dort von ihm ansprechen, von seinem Geist berühren zu lassen. Und diesen Geist, den der Kraft, der Liebe und der Besonnenheit mit hineinzunehmen in die Krisensituationen, in denen wir mit unseren Zeitgenossen stehen. Denn dieser Geist ist nicht uns vorbehalten, er gilt aller Welt, auf dass er sie heile. Amen